

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

14 (18.1.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 6

große Rolle spielen, und an aufregenden Wettflügen wird es bald nicht mehr fehlen."

Abenteuer eines Störches. Von der Vogelwarte Rositten auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen wird folgende hübsche Geschichte berichtet: „In The Cape Daily Telegraph“, Port Elizabeth, vom 21. Nov. 1908 und in anderen südafrikanischen Zeitungen, die zu unserer Kenntnis gelangten, wird berichtet, daß im März dieses Jahres an der Nordostgrenze der Kalahari-Wüste einem Kaufmann von Eingeborenen eines kleinen Dorfes unweit der Wüste ein Aluminierring gebracht wurde, auf dem die Worte „Vogelwarte Rositten, Germania 769 eingraviert waren. Der Eingeborene gab an, diesen Ring von einem Buschmann erhalten zu haben, der ihn wieder von andern Buschmännern (die aber ziemlich weit in der Wüste wohnen) bekam. Dabei erzählte er, daß eines Tages einige Buschmänner ausgezogen, um Wurzeln und Wild zur Nahrung zu suchen; da sahen sie eine Anzahl großer, weißer Vögel an einer ausgetrockneten Wasserfelle. Die Buschmänner gingen dicht heran, um die Vögel mit ihren Stöcken zu erschlagen. Die Tiere ergriffen die Flucht, aber eines wurde erbeutet. Die Buschmänner fingen an, den Vogel zu rupfen, um sich eine besonders gute Mahlzeit zu bereiten, als sie das Tier plötzlich mit dem Rufe: „Es ist ein Gott!“ fortwarfen. Sie hatten an einem Bein den Ring entdeckt. Voller Furcht vor der Rache des vermeintlichen Gottes rannten die Buschmänner zurück in ihr Heimatdorf und erzählten ihr Erlebnis den andern. Ein Weberzeter unter ihnen, der weniger angstvollen Gemüts war, ließ sich zu dem erlegten Vogel führen und nahm den Ring an sich. So kam dieser dann in den Besitz des Kaufmanns, der darüber an den Redakteur der Zeitung „Wide World“ in London berichtete und auch den Ring dorthin einschickte.“ Der Storch Nummer 769 ist am 7. Juli 1907 in einem Neste bei Herrn Besitzer Adam Sabotta in Dombrowsken, Kreis Lyck, Ostpreußen, durch Vermittlung des Herrn S. Origel markiert, wie die Vogelwarte dazu bemerkt. Der Fall ist für die Vogelwarte von großer Bedeutung, denn er zeigt, daß in Norddeutschland erbeutete Störche bis nach der Südspitze Afrikas vordringen, um dort Winterquartiere zu beziehen.

Reppelin, Pius X. und Bismarck im Grammophon. Unter dem Titel „Stimmporträts bringt das „Neue Wiener Tageblatt“ einen Aufsatz, in dem Prof. V. A. Neko über die Sprachaufnahmen historisch bedeutender Persönlichkeiten plaudert. Im August v. J. so erzählt er, hat Graf Reppelin in ein Grammophon Worte des Dankes für die Anerkennung und Unterstützung seines Werkes gesprochen. Markig, doch mit jener vornehmen Miene, die dem Manne eigen zu sein scheint, wird dieses „Wort an das deutsche Volk“ wiedergegeben. Diese Platte ist für uns noch insbesondere deshalb interessant, weil sie die erste Aufnahme einer Flüsterstimme in sich birgt. Graf Reppelin ist es nämlich bei der Aufnahme die schon so vielen gegangen: er wurde vor der Maschine schüchtern, irritiert, stotterte und soll sogar dem Aufnahmegeräte die Worte zugerufen haben: „Bitte, die wichtigen Stellen bei der Fabrikation besser zu betonen, als ich es kann.“ Natürlich „lebten“ die so gut gemeinten Worte sofort an der Platte. Schließlich erkannte man, um eine gute, fehlerlose Aufnahme zu bekommen, die Verwendung eines Souffleurs. Flüsterstimmen konnten bisher nämlich grammophonisch nicht hörbar aufgenommen werden. Hier aber — weiß Gott, welcher Zufall die Hand im Spiele hatte — gelang es. Bei scharfem Hören vernimmt man ganz deutlich die Flüsterstimme des Souffleurs, der die markigen Worte der alten Erzählung nachsahen.

Eine eigenartige Geschichte wird von der Grammophonaufnahme Pius X. erzählt. Pius X. hatte sich herbeigelassen, einen päpstlichen Segen in die Maschine zu sprechen. Ist es nun eine Tatsache oder nur eine Befürchtung — die Verbreitung der Platte wurde plötzlich mit der Motivierung inhibiert daß von geschäftstündigen Leuten der päpstliche Segen — gegen klingende Münze verabreicht werde. Jetzt befindet sich die Originalaufnahme im Besitze eines Karmeliterklosters. — Im Nachlasse des Fürsten Bismarck befanden sich zwanzig von ihm selbst besprochene Walzen, die ihm Edison persönlich geschickt hatte. Der Fürst hatte verfügt, daß diese seine Stimmnahmen zehn Jahre nach seinem Tode erst wieder zu Gehör gebracht werden dürften. Als man sich neuer dieser Verfügung erinnerte, war leider die Kiste mit den kostbaren Walzen verschollen.

Lebende Bilder von Operationen. Aus New York wird über eine, medizinische Kreise besonders interessierende Erfindung berichtet, die Dr. Charles S. Duncan gelungen sei. Er hat, so

heißt es, einen Apparat konstruiert, der es ermöglicht, die Vorgänge einer Operation, die hinter einer Schutzwand stattfinden, genau zu verfolgen. Die Maschine, die den Namen Projektoskop erhalten hat, besteht aus einem großen Spiegel, der über dem Operationstisch angebracht ist und dessen Spiegelungen durch ein feinreich konstruiertes System von Linsen in Lebensgröße auf eine Wand projiziert werden. So werden alle Einzelheiten der Operation weitergegeben, und da die gewonnenen Spiegelbilder auch die natürlichen Farben in allen Details reproduzieren, ist damit ein wesentliches Hilfsmittel für das chirurgische Lehrgewesen gewonnen. Der Apparat ist in Newport im Besitze einer Reihe bekannter Chirurgen geprüft worden und hat die Probe gut bestanden. Auf diese Art wird es möglich werden, in den Hospitälern künftig die Operationen Hunderten von Studierenden zugänglich zu machen, ohne die Arbeit der Ärzte und Assistenten selbst zu stören. Zugleich wird es möglich, von selteneren Fällen lebende Photographien aufzunehmen, indem man einfach den photographischen Apparat gegenüber der Wand, auf die das Spiegelbild der Operation projiziert wird, aufstellt.

Aus den Wigblättern. „Jugend“.

Ich hatte mich anlässlich meiner Dissertation mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen des 16. Jahrhunderts genauer zu befassen. Welches Buch darüber wohl die beste und zuverlässigste Schilderung gäbe, fragte ich meinen Professor. — „O,“ meinte er, „da brauchen wir kein Buch! Hier haben wir noch frisches Leben! Gehen Sie auf ein Semester nach Moskau. Da, in Mecklenburg können Sie Zustände des 16. Jahrhunderts noch heute an der Quelle studieren!“

In einem Straßenbahnwagen war wieder einmal kein Sitzplatz mehr, als eine junge Dame mit allerlei Paketen einstieg. Ein Student stand auf und überließ ihr seinen Sitz, den sie auch einnahm, ohne sich dafür zu bedanken. Der Student blieb auf der hinteren Plattform stehen, bis die Dame ausstieg. Als sie den Wagen verlassen hatte, rief er ihr nach: „Fräulein, Sie haben Etwas vergessen.“ — „Schleunigst stieg das Mägdlein wieder ein und suchte — suchte vergeblich. Als sie das getan hatte und die allgemeine Aufmerksamkeit hergesteilt war, klärte der boshafte Student sie auf: „Sie haben nämlich vergessen, sich bei mir zu bedanken!“

Wahres Geschichtchen. In einem kleinen Schwarzwalddorfchen findet eine Professorenversammlung statt, an der auch geistliche Herren dieses Standes teilnehmen. Im Laufe des Gesprächs teilt ein Professor seinen geistlichen Kollegen mit, daß er seinen Sohn sehr gerne Theologie studieren lassen möchte, jedoch glaube er die Verantwortung bezüglich des Gels nicht auf sich nehmen zu können. Tröstend flüstert ihm aber sein geistlicher Kollege die Worte ins Ohr: „s ich nit so schümm.“

Literatur.

Der Schneeschuhlauf entwickelt sich von Jahr zu Jahr immer mehr zu einem Volkssport. Hierzu hat viel der Umstand beigetragen, daß seitens der Schulbehörden demselben ein immer größeres Interesse entgegengebracht wird. So gibt es jetzt eine größere Anzahl von Schulanstalten, wo im Winter der Turnunterricht durch Schneeschuhübungen ersetzt wird, da sich die Erkenntnis immer mehr Bahn bricht, daß das Schneeschuhlaufen der Jugend nicht nur viel Vergnügen bereitet, sondern auch wesentlich zur Kräftigung und Erhaltung der Gesundheit der Kinder im Winter beiträgt, zumal es mit keinen Gefahren wie beim Schlittschuhlaufen verbunden ist. Da es zu weit führen dürfte, hier auf alle Einzelheiten dieses schönen Sportes einzugehen, so sei auf eine kleine Schrift: Praktische Winke für Schneeschuhläufer verwiesen, welche vom Winterportverlag (Berlin W., Gossowstraße 10) herausgegeben auf Wunsch an alle Interessenten kostenlos verabsolgt wird. Das Studium derselben wird allen Schneeschuhläufern, besonders aber denen, die sich diesem Sport widmen möchten, gute Dienste leisten.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 5. Jahrgang, Heft 11/12 à 30 Pf. (pro Jahrgang 12 Hefte 2,80 Mk., für Kosmosmitglieder kostenlos.) „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 6.

Karlsruhe, Montag den 18. Januar 1909.

29. Jahrgang.

Menschenverluste bei Katastrophen.

Die Verluste an Menschenleben, die durch das Erdbeben in Süditalien verursacht worden sind, werden auf rund 200 000 geschätzt. Genaue Ziffern liegen natürlich noch nicht vor und werden vielleicht auch niemals beschafft werden können, aber alle bisherigen Schätzungen stimmen darin überein, daß die angegebene Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Ein solcher Menschenverlust ist seit der Sintflut, wenn man sie historisch nehmen will, nicht dagewesen. In der Tat haben alle große Katastrophen, die in der Geschichte im Laufe von etwa 4000 Jahren verzeichnet worden sind, nicht so zerstörend gewirkt wie dieses Erdbeben. Ueber den Ausbruch des Vesuvius im Jahre 79 unserer Zeitrechnung liegen keine bestimmten Angaben vor; da aber die Einwohner der volkreichen Städte Herculanium und Pompeji, die durch diesen Ausbruch vergraben wurden, sich vorher größtenteils retten konnten, so wird der Menschenverlust der genannten Städte mit den zerstörten Dörfern zusammen nur auf etwa 30 000 geschätzt. Der Ausbruch des Vesuvius im Jahr 1631 zerstörte 20 000, der Ausbruch von 1794 25 000 Menschenleben. Der große Ausbruch des Aetna vom Jahr 1669 zerstörte zwölf Dörfer, darunter Catania, und vernichtete 25 000 Menschenleben. Das Erdbeben in Lissabon am 1. November 1755 tötete 60 000 Menschen. Ein Erdbeben im Kaukasus im Jahr 1667 vernichtete 80 000 Menschenleben, ein Erdbeben in Japan im Jahr 1703 tötete 150 000 Menschen. Das Erdbeben in Calabrien vom Jahr 1783 tötete 100 000 Menschenleben. Beim Ausbruch des Krakatau in der Sundastraße (August 1883) wurden 40 000 Menschen getötet. Verheerend haben auch Sturmfluten und Zyklone, meist in tropischen Gegenden, gewirkt; man kennt solche in Indien, China und Japan mit zum Teil enormen Menschenverlusten. So sollen in der Sturmflut, die im Oktober 1737 Bengalen verheerte, 180 000 Menschen, beim Wirbelsturm an der Mündung des Brahmaputra im November 1876 150 000 Menschen ertrunken sein; die letzte große Sturmflut, 1896 in Japan, hat 27 000 Menschen getötet. So bleibt also dem neuesten Erdbeben in Süditalien die traurige Ehre des Rekords in der Menschenvernichtung.

Ziehen wir zur Vergleichung ein paar Schlachten und Kriege herbei. In der Schlacht bei Austerlitz kämpften 154 000 Mann; die Verluste betragen auf beiden Seiten zusammen 38 000 Mann an Toten und Verwundeten. Die Schlacht bei Sena weist folgende Ziffern auf: 110 000 Kämpfende und 31 000 Verlust; die Schlacht an der Moskwa: 245 000 Kämpfende und 74 000 Verlust; Leipzig: 471 000 Kämpfende und 107 000 Verlust; Waterloo: 194 000 Kämpfende und 51 000 Verlust; Solferino 287 000 Kämpfende und 37 000 Verlust; Königgrätz: 291 000 Kämpfende und 33 000 Verlust; Gravelotte: 396 000 Kämpfende und 62 000 Verlust; Sedan: 314 000 Kämpfende und 62 000 Verlust; Sedan: 314 000 Kämpfende und 68 000 Verlust; Tiaujang: 285 000 Kämpfende und 60 000 Verlust. Der deutsch-französische Krieg weist folgende Ziffern auf: Frankreich verlor 136 000 Mann; davon wurden 80 000 auf den Schlachtfeldern getötet oder starben in Frankreich an ihren Wunden, 36 000 starben in Frankreich infolge von Krankheiten und 20 000 starben in der deutschen Gefangenschaft. Dazu kommen 477 800 Mann, die während des Krieges dienstuntauglich wurden, und zwar 138 000 durch Verwundungen in der Schlacht, 11 400 durch Verletzungen auf den Marschen und 328 000 durch Krankheit, Entbehrungen usw. Diese Ziffern hat der italienische Statistiker Boggio berechnet. Von den Verlusten auf deutscher Seite gibt uns das Werk des Großen Generalstabs Auskunft. Danach wurden auf den Schlachtfeldern 17 255 Mann getötet, in den Ambulanzen starben 21 028 Mann, sodaß das deutsche Heer durch den Tod

38 278 Mann einbüßte. Die Franzosen haben also fast 100 000 Mann mehr verloren als die Deutschen. Das Erdbeben in Süditalien hat somit mehr Menschen das Leben gekostet als einer der größten Kriege der Weltgeschichte.

Die materiellen Verluste sind für den deutsch-französischen Krieg von General Blume auf folgende Ziffern berechnet worden: Deutschland 1750, Frankreich 12 667 Millionen Franken. Der Verlust Deutschlands wurde bekanntlich durch die Kriegsentzschädigung von 5000 Millionen gedeckt; der Wert der verlorenen Menschenleben konnte natürlich nicht ersetzt werden. Die durch das Erdbeben in Süditalien verursachten materiellen Verluste sind noch nicht geschätzt und werden sich sobald auch nicht abschätzen lassen. Sicher ist, daß sie in die Milliarden gehen, wenn auch nicht so hoch wie der deutsch-französische Krieg. In diesem Punkte, der Zerstörung von Werten, sind wir Menschen mit unserem ureigensten Werke, dem Kriege, den Zerstörungskräften der Natur immer noch über.

Der Mensch bei Katastrophen.

In eine besondere Beleuchtung rückt die italienische Erdbebenkatastrophe ein Aufsatz Cesare Lombrosos im „Figaro“, den seine Tochter und getreue Mitarbeiterin Paolo mitunterzeichnet. Der bekannte Psychiater geht darin dem Seelenzustand der Unglücklichen nach, die durch das Erzittern der Erde und das Zusammenbrechen ihrer Häuser jäh aus dem Schlafe geschreckt, sich plötzlich dem Untergang, dem Nichts, dem Chaos und dem Entsetzen gegenübersehen. Eine solche Katastrophe, sagt er, ist eine Art Prüfstein, um zu erkennen, was die menschliche Seele an Unbezwinglichem und Unwillkürlichem in ihren tiefsten und verborgensten Falten besitzt, an jenen geheimnisvollen Kräften, die man im gewöhnlichen Leben niemals zu beobachten Gelegenheit hat. Die Schilderungen mancher unter diesen Entkommenen haben, wie in allen Berichten immer wieder berichtet wird, etwas Danteskes, wenn sie den Schrecken beschreiben, dessen Beute sie wurden. „Ich habe das jüngste Gericht gesehen“, erzählt einer, „das Ende der Welt. Denn ich bin sicher, daß das Ende der Welt nicht anders sein kann. Während ich im Dunkeln über die Trümmerhaufen stolperte, die Berge und Abgründe bildeten, sah ich die Häuser wanken und stürzen, die Stodwerke ineinander versinken, Erdschilde sich auf-tun, hörte unendliches Geheul wie von Tausenden geschlachteter Tiere. Da glaubte ich, daß die Herrschaft des Todes gekommen wäre, wie man sie voraussieht in schrecklichen Träumen; ich hatte nicht mehr das Bewußtsein, lebendig zu sein, ich hielt mich für tot; ich meinte, daß das Bewußtsein, das ich hatte, das wäre, das man nach dem Tode hat!“

Ein anderer sagte: „Es war das Chaos, ich fühlte die Erde zittern und beben: ich erwartete jeden Augenblick, daß sie sich spalten würde unter meinen Füßen und mich verschlingen.“ Keiner der Verletzten, selbst wenn er schwere Wunden davontrug, spricht von einem Gefühl körperlichen Schmerzes; die Panik, der Schrecken hatte das ganze sensorische Zentrum gleichsam überschwemmt und jede Empfindung für körperliche Schmerzen ausgelöscht. Menschen, die einen Arm gebrochen hatten, rannten meilenweit, ohne es zu bemerken. Eine Frau, deren Auge so schwer verletzt war, daß man es ihr herausnehmen mußte, versichert, nicht das geringste Gefühl gehabt zu haben. Mit nackten Füßen, die durch die Trümmer breite Rißwunden erlitten, meist nur mit dem Hemd bekleidet, hatten die gereiteten Personen nur den einen Instinkt, der sich in einem unwillkürlichen Bedürfnis, fortzurennen, zu entfliehen, äußerte. Ohne Ueberlegung und Nachdenken liefen sie einfach davon, ohne zu wissen wohin. Es handelt sich hier vielleicht um jenen ursprünglichen atavistischen Impuls,

der ebendem die Menschen antrieb, vor Waldbränden oder der Wut wider Tiere zu fliehen. Ungeheuer waren die Ausprägungen des Wahnsinns. Die vorherrschenden Formen waren die der Tobucht; sie ersticken das Bewußtsein des Schmerzes und die Vorstellung des Unglücks. Ein Fall plötzlichen kollektiven Stummseins ereignete sich vor einer Fabrik. Im Augenblick der Katastrophe wollten 300 Arbeiter sich an ihre Arbeit begeben und wurden, da sie noch im Freien waren, gerettet; aber ihrer hatte sich eine solche Schamlosigkeit bemächtigt, daß keiner von ihnen antwortete, als der Direktor ihre Namen aufrief, um zu sehen, ob sie alle am Leben seien; sie konnten nicht mehr ihren Namen verstehen. Aus anderen bemerkenswerten Tatsachen erhellt, wie sehr der Instinkt der Selbsterhaltung den Schwindel und den Schlaf zu überwinden vermag und widerstandsfähig gegen Kälte und Hunger macht. Bekannt ist auch, wie leicht die Vorstellung der Zeit bei solchen Katastrophen verloren geht und in wie hohem Grade manchmal eine Art von schüßender und bewahrender Abspannung sich einstellt. Dieser Zustand würde dann, wenn er andauert, sich in eine allgemeine Gefühllosigkeit verwandeln, die das Bewußtsein des Zustandes dämpft und das Individuum vor dem Entsetzen der Angst bewahrt. Dieses Phänomen ist entgegen- gesetzt dem der sinnlosen Flucht und der Erregung.

(Zeff. 34.)

Der fünfzigste Geburtstag.

Novelle von Johannes Skala.

Sinnend sah die Mutter an ihrer Nähmaschine. Sorgen ließ sie heute keinen Platz in ihrem Gemüt einnehmen. Und doch drängten sie sich wie ungebetene Gäste in die Sonntagstimmung der Mutter. Es war aber doch Werktag, Dienstag. Wie kam sie da zu dem Sonntagsgedanken? Sie, die mit ihren dünnen Fingern an dem Lebensunterhalt der Schrigen mit schaffen mußte? —

Sie hatte am Sonntag ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Heute gab sie nun ihren Gedanken Audienz. Schlicht und einfach, ganz nach ihrem Sinn war der Tag verfloßen. Und doch hatte sie keine Zeit gefunden, über fünfzig Jahre Lebens nachzudenken, alle Erinnerungen wachzurufen. Heute konnte sie es nun nachholen. Und sie tat es auch. Ihr Mann, eine rauhe Steinarbeiternatur, hatte wenig gute und manche, manche unangenehme Seiten. Die unangenehmste war, daß er in jeder Sache recht haben wollte. Sie hätte es ertragen, weil sie wußte, daß sie ihm durch die ehelichen Bande gehörte ihr ganzes Leben lang. Aber die Kinder. —

Auch die litten es so lange wie es ging. Und weil sie sah, daß die Kinder nicht glücklich und froh dabei waren, litt sie doppelt. Jeder Streit brachte und schlug auch ihr Wunden. Der Kinder Wunden vermochte sie zu heilen. Aber die ihrigen — die schmerzten lange, lange. Doch auch sie vernarbten. Ihr Gemüt war trotzdem immer frei von Bitterkeit. Niemand in ihrer Umgebung hörte jemals ein ungehöriges Wort von ihren Lippen, welches sich bei einer Mutter immer in ein häßliches Ungeheuer verwandelt.

Um des Friedens willens gab sie manchmal ihrem Manne recht. Was dieser jedoch als selbstverständlich hin- nahm. Ohne zu bedenken, wie er fortanest seine Familie veranwaltet. Doch bei ihm galt seine Meinung als Recht. Selten gab er der Mutter seiner Kinder ein freundlich Wort. Und doch wußte sie ihm manchmal eine gute Seite abzugewinnen. Und welches waren denn diese guten Seiten. Ach weiß es nicht. Sie zählte sie auch nie auf. Daß sie jedoch daran glaubte, weiß ich auch. Denn wenn er krank war oder ihn irrend etwas drückte, dann half sie. Nicht nur, weil es ihre Pflicht war, sondern weil sie ihn auch liebte. Und sie verband Pflicht und Liebe zu jenem Zauber, für den es keine Worte gibt, welcher aber Wunder wirken kann. Oder habe ich mich getäuscht? War er nur deshalb nachgiebig, weil er sich seiner hilflosen Lage bewußt war? Warum war er wohl immer herrlich im Vollbesitz seiner Kraft? — Auch das weiß ich nicht. Und das ist auch nicht notwendig. Ich weiß aber, daß sie ihn liebte, trotz alledem.

Über heute dachte sie nicht an ihn. Am Sonntag war er für seine Natur sehr freundlich gewesen. Und dafür hatte sie ihm gedankt, nicht in Worten, sondern im Herzen. Heute waren ihre Gedanken voll und ganz bei den Kindern. Eigentlich nur beim ältesten Sohn. Denn die anderen fünf waren ja alle zu ihrem Freudentage dagewesen. Nur er nicht. Und er nahm einen guten Teil ihres Herzens ein, ohne daß der anderen Anteil dadurch schmaler geworden wäre. Und daß er nicht dagewesen, tat ihr weh, unfähig weh. Und deshalb sah sie heute sinnend an der Maschine. Wo er nur war? — Ach ja, weit, weit in der Schweiz. Und sie suchte. Wo war nur gleich Zürich? — Da ist Basel — hier St. Gallen. — Sie konnte Zürich nicht finden. Die Tränen woben einen Schleier vor den fünf Buchstaben. Sie setzte sich deshalb wieder aufrecht hin und ließ die Landkarte gehen. Sie wußte ja, daß er dort war. Doch nach einer Weile fing sie wieder an zu lachen. Jetzt endlich fand sie das kleine Fleckchen. Und als ob sie ihn in dem kleinen winzigen Kreise sähe, drückte sie den Finger, die ganze Hand — die Rippen auf die Karte. Dort war er ganz gewiß. Und sie glaubte so fest daran, daß sie vor Freude und verzichtendem Schmerz weinte.

Lange hatte sie so dageessen. Niemand hatte sie gestört. Und weil sie so vom Herzen geweint, ward ihr auch das Herz wieder leichter. Er wird meine Tränen erleben haben, dachte sie. Ob er wohl nun bald nach Hause kommen wird? O doch, denn er ist ja mein Sohn. — Und wiederum sah sie lange, ohne besondere Gedanken, das graue Auge auf die Abendsonnenwolken gerichtet, und wünschte nur, daß sie in Zürich grad so golden bliesen möchten, und dachte, ob sie wohl auch die Tränen erleben haben, und wollte, sie sollen ihrem Sohne sagen: Gehe geschwind nach Hause, deine Mutter weint. . . .

Und so sah sie wiederum eine Weile. Um keinen Preis hätte ich vermocht, auch nur eine gleichgültige Frage an sie zu richten. Nichts wäre unmenschlicher gewesen, als ihre Illusion zu zerstören.

Und wie die Sonne die letzten matten Strahlen durch die Fingerringe warf, stand die Mutter auf und holte aus der Lade einen Brief. Gar oft mußte er durch ihre Hände gewandert sein, denn er war arg abgegriffen. Außerdem schien es ihr ein Bedürfnis zu sein, die Papiere oft und oft in die Hand zu nehmen. Denn er lag für sie allein in der Lade. Und daß er vom Ältesten war, weiß ich gewiß, denn die anderen schrieben keine Briefe. Wenn eines Nummer hatte, dann kam es selbst zur Mutter. Und sie gab Rat und Hilfe und nahm einen großen Teil der Sorgen auf ihr mütterlich Herz. Mit Freudenbotschaft kamen sie weniger. Teils, weil dieses Kränkchen selten auf armer Menschenfinger Wunde wachst, teils, weil sie dann mit sich selbst genug beschäftigt waren. Und keines dachte daran, daß geteilte Freude sich verdoppelt. Das schmerzte die Mutter, aber sie schwieg.

Und deshalb holte sie auch jetzt den Brief aus der Schweiz. Datum schrieb der Sohn nie: der Mutter war das gleichgültig. Immer wußte er etwas Frohes zu berichten. Jedes Wort war der Mutter heilig. Der Vater las die Briefe nie; hauptsächlich deshalb nicht, weil sie niemals seine Adresse trugen.

Das, was sie in den Sünden hielt, war der letzte Brief. Er hatte aber große Ähnlichkeit mit einem Altenbündel, so stark war er ausgefallen. Blatt für Blatt wendete die Mutter und suchte die rot gezeichneten Sianole. So, jetzt las sie. Er schrieb, daß er seine Stelle im Enaadin wegen Arbeitsmangel gewechselt und daß er nach Zürich gezogen sei. Natürlich als Handverfärbische, denn die Mätkle und Bundesbahn sei schauerhaft teuer. Und jeden Tag und Hochweg und Berg und Stadt und Merkwürdigkeit beschrieb er so deutlich, daß sie immer hatte, sie kenne die Schweiz jetzt auch. Und dann folgte der Züricher See. Auch den kannte jetzt die Mutter. Seine Dimensionen waren ihr gleichgültig. Etwas größer als wie der Moser- teich wird er wohl sein, dachte sie. Und dann die Stadt Zürich! Nur ein kleines Nessel war auf der Landkarte. Aber das war ihr gleich. Ihr Sohn war drinnen und das galt ihr alles.

Dann schrieb er ihr, daß er in Zürich ein neues Leben kennen gelernt, ganz anders gestaltet als das häusliche,

heimliche. Daß er aber seine Mutter nicht vergessen habe. Nein, noch lieber habe er sie durch die neue Erkenntnis gewonnen. Und daß er jetzt wisse, was eine Mutter bedeute im Leben, im Staate. Hier erschraf die Mutter. — Sie sollte etwas im Staate gelten? Sie, die sich im engen Rahmen ihrer eigenen Häuslichkeit nur beschränkt bewegen durfte. — Und doch müsse es so sein, denn ihres Sohnes Wort war ihr heilig. —

Dann folgte eine lange, lange Seite oder gar zwei, daß er Sozialist geworden. Und seine religiösen Anschauungen geändert, die ganz anders seien, als die heimatlichen. Und was er darüber gehört und gelesen vom Pfarrer Kutter an der Kreuzkirche in Zürich.

Ob er wohl gut daran tut, seine Religion zu ändern, dachte die Mutter. Aber Nixtrauen kam ihr nicht in den Sinn. Sie hätte ja an der Ehrlichkeit ihres Sohnes zweifeln müssen. Und der tat gewiß, was gut war. Und der Pfarrer Kutter wird das auch wissen, was sich für einen zwanzigjährigen jungen Mann schickt. Sie kannte ihn nicht, aber sie hatte eine festeste ehrenhafte Meinung von ihm. Was aber das wohl mit dem Sozialismus sei? Der Vater war ein Gegner dieser Lehre. Wer von den beiden hat Recht?

Und je weiter sie las, desto überzeugter wurde sie, daß ihr das Geschick wieder eine Entbehrung aufgelegt. Denn nach Hause konnte und durfte der Rudi nicht kommen. Er war ein überzeugter Kämpfer, der vor dem Vater unerschrocken seine Ideen verteidigen würde. Und das würde zu einem neuen Bruch zwischen Vater und Sohn führen. Ihr würde es das Herz zerreißen. Dieber allein leiden, als ihren Ältesten traurig sehen. — Ach, wenn er doch ein einziges Mal da wäre, nur auf eine Stunde. Dann wollte sie ihn wieder freigeben, sie, die das höchste Recht auf ihn hat. Wer nein, er sollte nicht nach Hause kommen. Ich will mich an ihn klammern in der Fremde. Er macht mein Herz bluten — aber er soll nicht verbittern. Und sie senkt wieder das Haupt auf die Papiere und weint. Weint so lange, bis ihr der Tröster Schlaf zur Hilfe kommt.

Die Schriftzeichen werden immer unleserlicher. Das schadet schließlich nicht, denn sie weiß ja, was der Brief enthält. Und dann folgt hoffentlich wieder ein neuer.

Und wenn ich eine sorgenvolle Mutter Briefe von ihren Kindern lesen sehe, muß ich immer an den Dienstag nach ihrem fünfzigsten Geburtstag denken.

Unbekannte Aphoristen.

Unter diesem Titel veröffentlicht Otto Reif in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ folgende Aphorismen:

Ein Bäcker: „Die meisten leiden unter dem Brotneid der meisten.“

Ein Standesbeamter: „Es gibt mehr gute Parhen als gute Ehen.“

Ein Menageriebefizer: „Kein Wunder, wenn das Tier weniger Dummdheiten begeht als der Mensch — hat es doch weniger Vernunft als der Mensch!“

Ein Wollhändler: „Von vielen Lämmern wird verlangt, daß sie ehrfurchtsvoll zu jenen aufblicken, die sie scheren.“

Ein Zollwächter: „Überall, wo es Grenzen gibt, wird geschmuggelt.“

Ein Feuerwehmann: „In seinem Streben, zu retten, was noch zu retten ist, verliert so mancher, was noch zu verlieren ist.“

Eine Köchin: „Vieles im Leben würde besser schmecken, — kämen nicht, während es genossen wird, Leute dazu, die es verschlingen.“

Ein Ingenieur: „Oft führt ein Umweg am raschesten ans Ziel.“

Vorgeahnt.

Kommen wird der Tag, der deinen Geist Aus dem Dunkel auf zur Sonne reißt, An den Freitag, der in Blütenpracht, Wunder zaubert aus der Winternacht, Der aus jauchzend hellen Bogelstehlen Zum Vergessen grauer Trübsal ruft: Kinet auf und steigt empor, ihr Seelen! Eurer Freiheit Treppen sind gestuft.

Aus der Werkstatt, wo der Mensch erschafft, Quillt dem Denken schöpferischer Saft; Durch der Hände kunstgewandte Tat Reißt zum Aehrengold des Denkens Saat. In den tausendarmigen Maschinen Beugt sich vor dem Denken die Natur, Und aus ihrem schrankenlosen Dienen Steigen Palmen auf des Geistes Flur.

Stolze Träume, die den Geist durchziehen, Sehnd aus dem düstern Jekt entfliehen, Träume, denen eine weite Welt Sturmgewonnen ward zum Siegesfeld, Nicht wie Schaum kann Euer Bild zergehen, Schönes Bild, das eine Welt befreit, Denn der Menschheit Schaffen zwingt zu sehen Eure vorgeahnte Wirklichkeit.

Allerlei.

Die durstigen Württemberger. Die Schwaben sind stets trinkfeste Leute gewesen, die einen guten Tropfen zu schätzen wußten. Die Söhne und Enkel machen es den Vorfahren nach. Eine vom Statistischen Landesamt Württembergs angefertigte Berechnung besagt, daß im Jahresdurchschnitt in Württemberg getrunken werden 3 925 215 Hektoliter Bier (auf den Kopf der Bevölkerung kommen 170,5 Liter), 624 807 Hektoliter Wein (22,8 Liter), 1 001 448 Hektoliter Obstmost (43,5 Liter), 354 536 Hektoliter Zibebenmost (15,4 Liter), 115 109 Hektoliter Branntwein (5 Liter). Das macht im ganzen 5 921 205 Hektoliter, pro Kopf 257 Liter. Der Geldaufwand hierfür wird auf 172 259 437 M. geschätzt, 74 82 M. pro Kopf. Es wäre aber unrecht, den Schwaben einen Trinker zu schelten. Der Obstmost z. B. ist alkoholschwach, er enthält 3—3½ Prozent Alkohol, oft auch weniger. Der Zibebenmost, aus Rosinen und Korinthen hergestellt, erreicht diesen Alkoholgehalt in der Regel nicht einmal. Der Most ist Hausgetränk, wie in Sachsen der Kaffee. Das Bier brauen die Brauer just dünn genug. Der reine Schwabenwein ist zwar etwas herb, aber sonst eine gute Gabe Gottes. Der Teufelstranf Branntwein macht aber nur 2 Prozent des Getränkekonsums aus.

Owille Wright über die Eroberung der Luft. Wilbur Wrights Bruder Orville, der bekanntlich im September bei seinem großen Flugversuche beim Fort Myer in Amerika verunglückte, ist, wie gemeldet wird, an Bord eines deutschen Dampfers jetzt in Cherbourg eingetroffen und an Land gegangen, um in Pau mit seinem Bruder zusammentreffen. Er leidet noch an den Folgen des verhängnisvollen Sturzes, der seinem Gefährten, dem Leutnant Selfridge, das Leben gekostet hat; das Gehen wird ihm noch schwer und erst in einem Jahre hat er wohl alle Nachwirkungen des Unfalls überwunden. „Ich bin gekommen“, so äußerte er sich in einem Gespräche, „um mit meinem Bruder Wilbur zu konferieren, insbesondere über einen Versuch, den Kanal zu überfliegen. Die Aufgabe scheint mir keineswegs unlösbar. Trotzdem werde ich in Frankreich wohl kaum gefährliche Aufstiege unternehmen, da ich mich für Amerika schonen muß, wo ich im Frühjahr in Erfüllung meines Kontraktes die letzten Probeflüge ausführen muß. Ich glaube übrigens nicht, daß die Flugmaschine binnen kurzer Zeit im Gebrauch der Allgemeinheit und insbesondere des Handels sein wird — schon deshalb, weil andere Beförderungsmittel billiger sind —, aber zweifellos werden die Flugmaschinen in wenigen Jahren in großem Maßstabe die Stellung einnehmen, die heute Luftschiffen und Automobile besitzen. Sicherlich ist in zehn Jahren die Eroberung der Luft vollendet, und die Flugmaschine wird auf eine ebenso überraschende Entwicklung zurückblicken wie heute die Automobile. Sie wird im Dienste zu Erkundigungszwecken und größere Mengen von Explosivmitteln mitführen kann, möchte ich nicht entscheiden. Sicherlich wird sie im Sport schnell eine